



Willy Michel lebt im Schloss Gümligen. Hier residierte General Guisan im 2. Weltkrieg. Bild: Matthias Käser

eine weitere In-Vitro-Studie für 2,5 Millionen Franken durchführen lassen müssen, obwohl dieses Biosimilar bereits die Zulassung der Europäischen Arzneimittelbehörde EMA hatte! Wohlverstanden, wir sprechen hier von einer Zulassung für die 450 Millionen Einwohner aller EU-Länder. Ich kann Ihnen noch einige weitere Beispiele liefern. Mit einem Ja zu den Bilateralen könnte man endlich aufhören mit diesen Schweizer Sonderzügen.

Wollen Sie damit sagen, die SVP schütze diesen Behördenapparat mit ihrem Anti-EU-Kurs ...

Logisch. Das ist genau der Punkt. Ich verstehe nicht, warum die FDP das nicht mehr anspricht, kommuniziert und herausstreicht. Das, was wir für die Bilateralen zahlen müssen, wird kommuniziert, aber das, was wir

mit den Bilateralen alles sparen könnten, wird nicht gesagt. Wir könnten dank der Bilateralen viel mehr sparen, als wir einzahlen.

Ihr Freund, alt Bundesrat Johann Schneider-Ammann, ist jetzt aber auch gegen die bilateralen Verträge ...

Da liegt er falsch. Wissen Sie, ich habe oft mit ihm Diskussionen, kenne ihn schon lange. Als er noch nicht im Nationalrat war, wollte er einmal mit mir ein Zweier-Unternehmerticket machen für die Nationalratswahlen. Er wollte für die FDP kandidieren und ich hätte laut seinen Plänen für die SVP kandidieren sollen. Das wollte ich sowieso nicht. Ich habe dankend abgelehnt.

Sie haben viel Geld verdient, sind Milliardär, in der «Bilanz»-Liste der reichsten

Schweizer und trotzdem immer noch unternehmerisch aktiv. Was treibt Sie noch an? Das Geld kann es ja nicht mehr sein?

Ich kann einfach nicht den Tag lang ruhig sein. Mir war es noch nie langweilig. Ich habe immer noch zu wenig Zeit. Ansonsten ist mein Motto: Was mir nicht gefällt, mache ich nicht.

Zum Beispiel?
Gartenarbeiten.

Am Anfang Ihrer Firma stand auch ein Startkapital von 500'000 Franken des Bundes. Der zuständige Mann war ein Sozialdemokrat. Zeigt Ihr Fall, dass eine staatliche Industrie- und Konjunkturpolitik sinnvoll sein kann?

Ja, das ist so. Das kann Sinn ergeben. Bei den Banken sind wir nur angerannt. Von der Ber-

nischen und von der St. Galler Kantonalbank bekamen wir zusammen 300'000 Franken, die aber von der Bürgerschaftsgenossenschaft abgesichert waren. Die Banken haben damals bei uns nie das kleinste Risiko genommen. Ohne Doktor Jucker von der damaligen Kommission zur Förderung wissenschaftlicher Forschung hätten wir nie den Startschuss machen können. Ich war einen Nachmittag lang bei ihm in Bern, und er war so begeistert von meiner Insulinpumpen-Idee, dass ich nach Rücksprache mit Bundesrat Kurt Furgler den maximalen Betrag von 500'000 Franken bekam. Später haben wir das dann wieder zurückgezahlt.

Zurück zum Prix Suisse. Der Award wird im innovativen 3D-Metalldruckverfahren aus Alu produziert. Wie sehen Sie die Zukunft des Industriestandortes Schweiz? Überlebt er den 39-Prozent-Zollhammer von Trump?

Der wird das auf jeden Fall überleben. Aber es ist für gewisse Firmen im Swissem und kleinere KMU ein echtes Problem. Für uns nicht. Ich hatte immer schon die Philosophie, dort zu produzieren, wo die Märkte sind, um nicht die Waren mit Schiffscontainern durch die ganze Welt zu schippern. Das ist Irrsinn.

Gaststar an der Prix-Suisse-Gala ist Amal Clooney. Was werden Sie ihr sagen, wenn Sie sie am Samstag im Kursaal treffen?

Das weiss ich noch nicht. Aber als Anwältin für die Menschenrechte hat sie sich weltweite Verdienste gemacht.

Prix-Suisse-Preisträger Willy Michel

Mit **Insulinpumpen** wurde der Sohn eines Burgdorfer Bahnringierers zum Milliardär. Heute leitet sein Sohn, FDP-Nationalrat Simon Michel, die von ihm gegründete Medtechfirma Ypsomed in Solothurn. Der 78-jährige Willy Michel ist selber auch weiterhin als Unternehmer aktiv. Diese Woche eröffnete er am Bahnhof Burgdorf den neuen Hauptsitz seiner Insulinpumpenfirma Mylife Diabetes Care mit Platz für 350 Mitarbeitende. Mit Mylife will er die kleinste auf der Haut zu klebende Patch-Insulinpumpe der Welt auf den Markt bringen. Auch das **Franz Gertsch Museum** in Burgdorf, das **Diabetes Center Bern** und das **Burgdorfer Bier** gehen auf sein Wirken zurück. Heute lebt der passionierte Skifahrer im Schloss Gümligen, wo er das Bieler Tagblatt zum Interview empfing. (wds)

Wochenkommentar

Arbeitsverweigerung in Bern

Die Argumente, die in Bern zum Abbruch des Pilotprojekts bilinguier Schulklassen geführt haben, sind heuchlerisch.

Aus Bieler Sicht liest und staunt man. Ein zweisprachiger Unterricht sei «elitär» und «exklusiv». Dieser Meinung ist eine sogenannte Steuergruppe aus fünf Personen, die das Projekt der «Clabi» (Classes bilingues) in der Stadt Bern begleiten sollte. So steht es in internen Dokumenten, die der «Berner Zeitung» (BT vom 6. November) zugespielt wurden.

Die Steuergruppe, bestückt mit Leuten aus dem Berner Schulamt, der Schulkreiskommission oder des Schulinspektorats, drängte denn auch auf den Abbruch des Versuchs – und stiess bei der neu gewählten Berner Bildungsdirektorin Ursina Andereg (Grünes Bündnis) auf offene Ohren. Das Projekt wird Ende dieses Schuljahres beendet.

Die grösste Stadt im zweisprachigen Kanton findet zweisprachigen Unterricht nicht möglich. Man möchte hinzufügen: nicht nötig.

Doch zurück zu den Argumenten der Steuergruppe, die in dem internen Dokument standen:

Zum einen wurden organisatorische Schwierigkeiten bemängelt. Zu grosse Schulklassen oder die Schwierigkeiten, geeignetes Lehrpersonal zu finden. Das sind in der Tat Herausforderungen, und in Biel kannte und kennt man diese Probleme bei der Filiale Bilingue ebenfalls. Aber es sind Dinge, die sich mit viel Hartnäckigkeit und Willen organisieren und lösen lassen. Mit Arbeit. Das hat Biel bewiesen.

Auf der anderen Seite aber kritisierte die Steuergruppe mit recht abenteuerlichen Argumenten den bilinguen Pilotversuch: So seien die Eltern der «Clabi»-Kinder eher bildungsnah, das Angebot exklusiv und elitär. Es fehle eine Durchmischung.

Erstens: Ist bildungsnah ein Manko? Zweitens: Warum moniert zum Beispiel bei Klassen für sportlich oder künstlerisch talentierte Kinder niemand, diese Angebote seien elitär? Hat dort mal jemand die Durchmischung angeschaut? Und drittens: Wenn die Durchmischung der zweisprachigen Klassen nicht stimmt – warum ändert man denn nicht einfach die Durchmischung?

In diesem Punkt zeigt sich besonders die Scheinheiligkeit dieser Argumente. Denn: Wenn man die bilinguen Klassen anders bestücken möchte, müsste man vermehrt die Eltern über das Angebot informieren, die vielleicht schwieriger zu erreichen sind. Menschen mit Migrationshintergrund zum Beispiel. Oder Familien ohne akademischen Hintergrund. Der Wille dazu ist offensichtlich klein, und an Informationsveranstaltungen wurde schon

mal von anwesenden Pädagoginnen öffentlich geäussert, gewisse Eltern wüssten bei einer Schulanmeldung ja kaum, wo sie das Kreuzchen setzen müssten, so wenig gebildet seien sie.

Das ist herablassend und entlarvend. Statt Formulare zu vereinfachen, Informationen in mehreren Sprachen bereitzustellen und aktiv auf bildungsferne Familien zuzugehen, schafft man lieber das Angebot ab. Wer Durchmischung als Argument vorschiebt, um ein Projekt zu beerdigen, statt die Durchmischung zu verbessern, betreibt Arbeitsverweigerung.

Pikant dabei: Die wissenschaftliche Begleitung des Pilotprojekts hat den zweisprachigen Klassen gute Noten gegeben. Es waren tatsächlich die organisatorischen Herausforderungen, die Probleme machten. Probleme, die sich lösen lassen.

Zweisprachigkeit kostet. Sie macht Arbeit. Und sie lohnt sich. Die Bildungsdirektion der Stadt Bern zusammen mit ihrer Vorgesetzten hat sich der Arbeit verweigert.



Nicoletta Cimmino
nicoletta.cimmino@gassmann.ch